



BILD: SN/STOCK

Der Mann, der Ratten kitzelt

Von tierischen Gefühlen zu Medikamenten für Menschen: Wie Erkenntnisse über Emotionen nicht nur der Grundlagenforschung dienen, sondern ganz praktischen Nutzen haben.

TANJA WARTER

Beim 1. Biologicum Almtal sprachen die SN mit Jaak Panksepp, einem weltweit führenden Forscher und Pionier der Emotionsforschung.

SN: Es heißt, der Mensch sei das emotionalste aller Säugetiere. Warum untersuchen Sie dann Ratten oder Hunde, um menschlichen Gefühlen auf die Spur zu kommen?

Panksepp: Alle Säugetiere haben eine gemeinsame Stammesgeschichtliche Entwicklung von 60 Millionen Jahren durchlebt. Daraus ergab sich die Hypothese, dass es Basisemotionen gibt, die bei Mensch und Tier gleich sind. Bei unseren Untersuchungen entdeckten wir prompt sieben emotionale Systeme, die bei allen Säugern auftauchen: das Erkundende, die Aggression, die Lust, mütterliche Fürsorge, Bindung, Panik und Spiel.

SN: Wo haben die Gefühle ihren Ursprung? Kommen sie aus dem Gehirn?

Ja, genau genommen aus unserem Stammhirn. Wir haben bei Ratten den Kortex entfernt und trotzdem waren sie ängstlich, neugierig oder verspielt. Kinder, die ohne Kortex auf die Welt kommen, zeigen ebenfalls einen breiten Fächer an Gefühlen. Sie lachen, haben ein Lieblingsessen, können Angst empfinden. Wesentliche Verhaltensweisen un-

seres Alltags beruhen auf einem der sieben emotionalen Systeme. Bei allen Entscheidungen, die wir treffen, herrscht eine komplexe Wechselwirkung von Verstand und Gefühl. Dabei hat Verhalten, das aus den Emotionen des Stammhirns entsteht, immer zwei Orientierungen: Spricht es das Belohnungssystem an, wird es wiederholt. Erzeugt es unangenehme Empfindungen, erfolgt die Vermeidung.

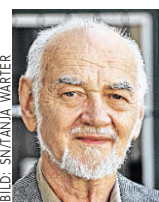


BILD: SNTANJA WARTER

„Tiere haben dieselben Basisgefühle.“

Jaak Panksepp,
Neurowissenschaftler

SN: Dieses System funktioniert bei allen Säugetieren gleich?

Wer selbst einen Hund oder eine Katze hat, der weiß, wie stark sich Tiere für die Aktivierung des Belohnungssystems einsetzen. Man denke nur an das Betteln eines Hundes. Vermutlich funktionieren diese Grundemotionen nicht nur bei Säugern, sondern bei allen Wirbeltieren, vielleicht sogar bei einfachen Gliederfüßern. Wir haben Krebsen an bestimmten Orten Kokain angeboten. Nachdem sie es genommen hatten, kamen sie regelmäßig für Nachschub zum selben Ort zurück – das Belohnungssystem im Hirnstamm hat also geantwortet.

SN: Was bringt es uns, wenn wir wissen, dass Krebse zu Orten zurückkehren, an denen ihnen gefühlsmäßig Angenehmes widerfahren ist?

Wenn wir das Wesen der Tiere verstehen, haben wir bessere Voraussetzungen, auch den Menschen zu begreifen. Ein Beispiel: Wir haben in einem Experiment Hundebabys von ihren Müttern getrennt. Damit haben wir das emotionale System der Panik angestoßen. Sie jammerten Hunderte Male in einer Minute. Doch als wir ihnen Opioide in geringer Dosis gaben, waren sie ruhig und zufrieden. Daraus ergab sich die Fragestellung: Wenn Opioide den Wunsch nach sozialen Kontakten herabsenken, könnten Opioidgegenspieler diesen Wunsch vielleicht steigern?

Wir haben also autistischen Kindern den Opioidantagonisten Naltrexon in einer ganz geringen Dosis gegeben. Die Ergebnisse waren phänomenal: 50 Prozent der Kinder nahmen Kontakt zu ihrer Umwelt und zu anderen Menschen auf, sie entwickelten Gefühle, anfangs oft unter bislang nie da gewesenen Tränen.

Heute wird Naltrexon nicht nur bei Autismus, sondern auch bei Alkoholismus eingesetzt. In diesem Fall wird aus dem angenehmen Gefühl beim Alkoholkonsum purer Ekel. Es ist also von hoher Bedeutung, dass wir mit der evolutionären Entwicklung im Blickfeld unse-

rer ureigensten Emotionen, die so viele Lebewesen gleichermaßen kennzeichnen, verstehen.

SN: Bekannt wurden Ihre Forschungen vor allem, weil Sie Ratten gekitzelt und deren Lautgebung als Kichern und somit als ein Gefühl von Spaß oder Fröhlichkeit interpretiert haben. Die Wissenschaftsgemeinde fand das aber gar nicht zum Lachen.

Die erste Ratte habe ich 1969 gekitzelt und ihre spannende Vokalisation untersucht. Zu jener Zeit waren Gefühle im Tierreich noch ein absolutes Tabu. Zwar haben Tierbesitzer schon immer gewusst, dass Tiere etwas empfinden können, doch die Wissenschaft wollte davon damals nichts wissen.

Es ist auch nicht ganz einfach, denn in der Emotionsforschung können Sie nicht einfach Blut abnehmen und einen bestimmten Parameter herausmessen. Wir sind auf Antworten durch Verhaltensweisen angewiesen. Ich hörte damals diese seltsamen Pfeiflaute der spielenden Ratten und fragte mich: Was, wenn das ein Lachen ist? So kam ich zum Kitzeln der Tiere und war verblüfft: Wenn ich kitzelte, stießen sie jene speziellen Pfeiflaute aus, die ich vom Spielen kannte. Kitzeln, Pfiffe! Kein Kitzeln, Ruhe! Das waren signifikante Resultate.

Heute gibt es noch viel mehr Forschungsergebnisse, die darauf hin-

deuten, dass Tiere sich vergnügen können. Nur die Sprache macht uns Forschern das Leben schwer, denn jeder hat eine andere Idee von Spaß, Freude oder einem angenehmen Gefühl. Trotzdem: Emotionen sind inzwischen auch wissenschaftlich eine Tatsache. Zwar gibt es einige Traditionalisten, die Tieren keine Emotionen zugestehen und die sich auch nicht vom Gegenteil überzeugen lassen wollen. Aber da lässt sich nichts machen. Nur warten, bis sie wegsterben.

Gehirnaktivität und Gefühle

Jaak Panksepp, geb. 1943, ist ein estnisch-amerikanischer Neurowissenschaftler und beschäftigt sich zeitlebens mit der Entschlüsselung von Gefühlen und den Zusammenhängen von Gehirnaktivität und Sozialverhalten. Er begründete die „affektive Neurobiologie“ als Forschungsfeld und ist an der Washington State University tätig.

Das 1. Biologicum in Grünau im Almtal befasste sich unter der Leitung des führenden österreichischen Biologen, Verhaltensforschers und Autors Kurt Kotrschal mit der Biologie der Emotionen bei Mensch und Tier.

Wenn die Fassade bröckelt

Kleine Risse restauriert frau meist unbemerkt. Ausweglos scheint es, wenn nichts mehr greift.

Die gute Nachricht zuerst: Eine Fassade zu haben ist nichts prinzipiell Verwerfliches. Ganz im Gegenteil sieht C. G. Jung, ein Schüler von Sigmund Freud und berühmter Psychiater, die „Persona“, wie er sie nennt, als wichtiges Medium zum reibungslosen Austausch mit den Mitmenschen. Diese „Persona“ sei ein „elastischer Schutzwall, der dem Menschen eine relativ natürliche, gleichmäßige und leichte Verkehrsform mit der Umwelt sichert“.

Diese Maske entwickelt sich aus kollektiven Werten, Normen und Rollenerwartungen der anderen, aus unserem eigenen Ich-Ideal und aus unseren physischen und psychischen Gegebenheiten. Die Entwicklung setzt früh ein mit den Ansprüchen der Eltern. Dazu kommen gesellschaftliche „Größen“. Nach Maßgabe unseres Selbstbewusstseins möchten wir diesen Ansprüchen mehr oder weniger genügen.

Gerade Frauen neigen zur Anpassung, z. B. an das Ideal der Braven und Schönen. Je mehr wir in unserem Selbstwert von dieser Fassade abhängen, desto mehr Energie investieren wir

in ihre Erhaltung. Die Individualität kommt zu kurz. Wir verstecken unsere wahre Befindlichkeit und sind krampfhaft bemüht, den („eingebildeten“) Ansprüchen von außen zu genügen. Irgendwann haben wir dann den Kontakt zu uns selbst verloren, leben mechanisch.

Die Gesellschaft von heute schätzt diesen perfekten Fake. Bewundert wird, was echt aussieht, nicht was echt ist. Beispiel Schönheitswahn. Viele Frauen sind die längste Zeit ihres Lebens bemüht, den Idealmaßen zu entsprechen. Diäten, Fettabtragungen, chirurgische Eingriffe – alles nur, um anerkannt zu werden.

So kommt es, dass viele essgestörte Frauen eine Sucht entwickeln. Alkohol hilft, das Hungergefühl zu unterdrücken, Amphetamine ebenfalls. Frauen leiden still, sind jahrelang für ihr Umfeld da, versorgen die Familie. Weibliche Sucht ist meist unauffällig. Frauen trinken Wodka, weil man ihn nicht riecht, nehmen Benzodiazepine, um ihrer inneren Ängste Herr zu werden. Nach außen wirken sie normal, kein Mensch käme auf den Gedanken, dass

ihnen etwas fehlt. Make-up und Frisur passen.

Wenn die Fassade zu bröckeln beginnt, geschieht das für das Umfeld meist völlig überraschend. Plötzlich kommt frau ihren Verpflichtungen nicht mehr nach, liegt den ganzen Tag auf der Couch. Alle fragen sich, was los ist.

Im besten Fall löst die Krise einen Selbstfindungsprozess aus. Wer bin ich wirklich, gibt es mich eigentlich noch? Ein schwieriger Weg, weil er von der Umwelt oft nicht begrüßt wird. Die Abwaschbare, Aufblasbare, Wunderbare wird kompliziert und zickig.

Für ein erfülltes Leben ist es wichtig, man selbst zu sein, nicht der Abklatsch eines Ideals. Einzigartig und damit schön wird man durch die eigene Besonderheit. Menschen, die in ihrer Mitte ruhen, mit sich in Einklang sind, strahlen etwas aus, um das wir sie beneiden.

Mag. Caroline Weinlich ist leitende Psychologin und Psychotherapeutin beim Landesverband für Psychohygiene und in freier Praxis in Salzburg tätig. Psychologische Hilfe auch unter: 0664/100 800 1.

WWW.KURATORIUM-PSYCHISCHE-GESUNDHEIT.AT

SN PRAXIS
Caroline Weinlich

